nfang acht Seiten

Einzelbezug: 10 Pfennig

DER STURM

WOCHENSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag: Berlin-Halensee, Katharinenstrasse 5
Fernsprecher Amt Wilmersdorf 3524 / Anzeigen-Annahme und
Geschäftsstelle: Berlin W 35, Potsdamerstr. 111 / Amt VI 3444

Herausgeber und Schriftleiter:
HERWARTH WALDEN

Vierteljahresbezug 1,25 Mark / Halbjahresbezug 2,50 Mark /
Jahresbezug 5,00 Mark / bei freier Zustellung / Insertionspreis für die fünfgespaltene Nonpareillezeile 60 Pfennig

AHRGANG 1910 BERLIN / DONNERSTAG DEN 14. JULI 1910 / WIEN NUMMER 20



Zeichnung von Oskar Kokoschka zu dem Drama
Mörder, Hoffnung der Frauen

Mörder, Hoffnung der Frauen

Von Oskar Kokoschka

Personen:
Mann
Frau
Chor: Männer und Weiber.

Nachthimmel, Turm mit großer roter eiserner Käfigtür; Fackeln das einzige Licht, schwarzer Boden, so zum Turm aufsteigend, daß alle Figuren reliefartig zu sehen sind.

Der Mann

Weißes Gesicht, blaugepanzert, Stirntuch, das eine Wunde bedeckt, mit der Schar der Männer (wilde Köpfe, graue und rote Kopftücher, weiße, schwarze und braune Kleider, Zeichen auf den Kleidern, nackte Beine, hohe Fackelstangen, Schellen, Getöse), kriechen herauf mit vorgestreckten Stangen und Lichtern, versuchen müde und unwillig den Abenteurer zurückzuhalten, reißen sein Pferd nieder, er geht vor, sie lösen den Kreis um ihn, während sie mit langsamer Steigerung aufschreien.

Männer

Wir waren das flammende Rad um ihn,
Wir waren das flammende Rad um dich, Bestürmer verschlossener Festungen!

gehen zögernd wieder als Kette nach, er mit dem Fackelträger vor sich, geht voran.

Männer

Führ' uns Blasser!

Während sie das Pferd niederreißen wollen, steigen Weiber mit der Führerin die linke Stiege herauf.

Frau rote Kleider, offene gelbe Haare, groß,

Frau laut

Mit meinem Atem erflackert die blonde Scheibe der Sonne, mein Auge sammelt der Männer Frohlocken, ihre stammelnde Lust kriecht wie eine Bestie um mich.

Weiber

lösen sich von ihr los, sehen jetzt erst den Fremden.

Erstes Weib lüstern

Sein Atem saugt sich grüßend der Jungfrau an!

Erster Mann darauf zu den anderen
Unser Herr lähmt wie der Mond, der im Osten aufgeht.

Zweites Mädchen still abgekehrt, irrsinnig
Wann wird mit Wonne sie empfangen.

Der Chor geht horchend, in aufgelösten Gruppen auf der ganzen Bühne umher, der Mann und die Frau begegnen sich vor dem Tore.

Pause.

Frau sieht ihn, gebannt, dann zu sich
Wer war der Fremde, der mich sah?

Mädchen drängen sich vor

Erstes Mädchen erkennt ihn, schreit
Seine Schwester erstach sich, weil er sie nicht berührte!

Zweites Mädchen
Singende Zeit, niegesehene Blumen.

Der Mann erstaunt, Zug der Lebenden hält an
Bin ich ein Wirklicher, was sprach der Schatten! Das Gesicht hebend, zu ihr: Sahst Du mich an, sah ich Dich?

Frau fürchtend und verlangend
Wer ist der bleiche Mann, haltet ihn zurück.

Erstes Mädchen grell schreiend, läuft zurück, geil
Laßt ihr ihn ein? Der erwürgt meine kleine betende Schwester im Tempel!

Erster Mann zu den Mädchen
Wir sahen, wie er das Feuer heilen Fußes durchschritt.

Zweiter Mann
Tiere martert er, wiehernde Stuten erdrückte sein Schenkel.

Dritter Mann
Vögel, die vor uns liefen, mußten wir blenden, rote Fische im Sande ersticken.

Der Mann zornig, eifernd
Wer ist die, die wie ein Tier stolz unter den Ihren weidet?

Erster Mann
Sie errät, was niemand verstand.

Zweiter Mann
Sie spürt, was niemand vernahm.

Dritter Mann
Man sagt, scheue Vögel kommen zu ihr und lassen sich greifen.

Mädchen gleichzeitig mit den Männern

Erstes Mädchen
Frau, laß uns fliehen! Verlöscht die Leuchten des Führers.

Zweites Mädchen
Herrin entweiche, arme Singende.

Drittes Mädchen
Er soll nicht unser Gast sein, unsere Luft atmen. Laßt ihn nicht einkehren, er schreckt mich.

Männer gehen zögernd weiter, Frauen scharen sich ängstlich. Die Frau geht auf den Mann zu, sprunghaft, kriechend.

Erstes Mädchen
Der hat keine Lust!

Erster Mann
Die hat keine Scham!

Frau
Warum bannst Du mich, Mann, mit Deinem Blick, fressendes Licht, verwirrst meine Flamme, verzehrendes Leben kommt über mich, Flammenende. O nimm mir entsetzliche Hoffnung — und über dich kommt die Qual —.

Der Mann fährt wütend auf
Ihr Männer brennt ihr mein Zeichen mit heißen Eisen ins rote Fleisch!

Männer führen den Befehl aus. Zuerst der Chor mit den Lichtern mit ihr raufend, dann der Alte mit dem Eisen, reißt ihr das Kleid auf und brandmarkt sie.

Frau in furchtbaren Schmerzen schreiend
Schlagt die kalten zurück, die fressenden Leichen.

Sie springt mit einem Messer auf ihn los und schlägt ihm eine Wunde in die Seite. Der Mann fällt.

Männer
Flieht den Besessenen, erschlagt den Teufel! Wehe uns Unschuldigen, verscharrt den Eroberer.

Der Mann Starrkrampf, singend mit blutender, sichtbarer Wunde.

Der Mann
Sinnlose Begehr von Grauen zu Grauen, unstillbares Kreisen im Leeren. Gebären ohne Geburt, Sonnensturz, wankender Raum. Ende derer, die mich priesen. Oh, Euer unbarmherziges Wort.

Männer
Wir kennen ihn nicht, verschont uns. Kommt, Ihr singenden Mädchen, laßt uns Hochzeit halten auf seinem Notbett.

Mädchen
Er erschreckt uns, Euch liebten wir, ehe Ihr kamt. Legen sich mit den Männern wälzend und paarend rechts auf den Boden.

Drei Männer auf der Mauer lassen mit Stricken einen Sarg hinunter, man legt den noch schwach sich Bewegenden in den Turm hinein, Weiber sperren das Tor zu und ziehen sich mit den Männern zurück. Der Alte steht auf und sperrt ab, alles dunkel, eine Fackel leise blaues Licht oben im Käfig.

Frau jammernd und rächend
Er kann nicht leben, nicht sterben, er ist ganz weiß.

Sie schleicht wie ein Panther im Kreis um den Käfig. Sie kriecht neugierig zum Turm, greift lüstern nach dem Gitter, schreibt ein großes weißes Kreuz an den Turm, schreit auf.

Macht das Tor auf, ich muß zu ihm!

Rüttelt verzweifelt.

Männer und Weiber, die sich ergötzen, im Schatten, verwirrt
Wir haben den Schlüssel verloren — — wir finden ihn — — hast Du ihn? — sahst Du ihn nicht — — wir sind nicht schuldig an Euch, wir kennen Euch nicht — —

Gehen wieder zurück. Hahnenschrei, es lichtet im Hintergrund.

Frau langt mit dem Arm durchs Gitter und greift in seine Wunde, geil böswillig keuchend, wie eine Natter.
Blasser! Schrickst Du? Furcht kennst Du? Schläfst Du bloß? Wachst Du? Hörst Du mich?

Der Mann drinnen, schwer atmend hebt mühsam den Kopf, bewegt später eine Hand, steht dann langsam auf, immer höher singend, entrückend.
Wind der zieht, Zeit um Zeit, Einsamkeit, Ruhe und Hunger verwirren mich. Vorbeikreisende Welten, keine Luft, abendlang wird es.

Frau beginnende Furcht
So viel Leben fließt aus der Fuge, so viel Kraft aus dem Tor, bleich wie eine Leiche ist er.
Schleicht wieder auf die Stiege hinauf, zitternd am Körper, wieder triumphierend und hoch schreiend.

Der Mann ist langsam aufgestanden, lehnt am Gitter, wächst langsam.

Frau schwächer werdend, wütend
Ein wildes Tier zähm ich im Käfig hier, bellt Dein Gesang vor Hunger?

Der Mann
Bin ich der Wirkliche, Du die tote Verfangene? Warum wirst Du blässer?

Hahnenschrei.

Frau zitternd
Du, Leichnam, beschimpfst mich.

Der Mann kraftvoll
Sterne und Mond, fressende Lichter, Frau! Versehrtes Leben, im Träumen oder Wachen sah ich ein singendes Wesen. Atmend entwirrt sich mir Dunkles. Wer nährt mich?

Frau liegt ganz auf ihm; getrennt durch das Gitter, auf dem sie sich wie eine Aeffin hoch in der Luft ankrallt.

Wer säugt mich mit Blut? Ich fraß Dein Blut, ich verzehre Deinen tropfenden Leib.

Frau
Ich will Dich nicht leben lassen, Du Vampyr, frißt an meinem Blut, Du schwächst mich, wehe Dir, ich töte Dich — Du fesselst mich — — Dich fing ich ein — und Du hältst mich — — laß los von mir, Blutender, Deine Liebe umklammert mich — — wie mit eisernen Ketten — erdrosselt — los — Hilfe. Ich verlor den Schlüssel, der Dich festhielt.

Läßt das Gitter, wälzt sich auf der Stiege wie ein verendendes Tier, krampft die Schenkel und die Muskel zusammen.

Der Mann steht ganz, reißt das Tor auf, berührt die sich starr Aufbäumende, die ganz weiß ist, mit den Fingern, Erkenntnis des Todes, höchste Spannung, die sich in einem langsam abfallenden Schrei löst, sie fällt um, entreißt im Fallen dem aufstehenden Anführer die Fackel, die ausgeht und alles in einen Funkenregen hüllt. Er steht auf der obersten Stufe, Männer und Weiber, die vor ihm fliehen wollen, laufen ihm in den Weg, schreiend

Der Teufel! Bändigt ihn, rettet Euch, rette, wer kann — verloren!
gerade entgegen; wie Mücken erschlägt er sie und geht rot fort. Von ganz ferne Hahnenschrei.

Ende

Aufgeführt am vierten Juli 1909 im Gartentheater der Internationalen Kunstschau zu Wien

---

Daniel Jesus

Roman

Von Paul Leppin

Schluß

Die schmalen Fenster der Villa Jesus draußen vor der Stadt glänzten beinahe weiß in der warmen Nacht. Sie blies einen duftenden, rieselnden Wind durch die blühenden Bäume, neben denen sich die schlanken Renaissancepfeiler wie nackte Frauenarme streckten. Der Springbrunnen, den man von außen durch das Gittertor spielen sehen konnte, schwatzte immerfort und lachte manchmal heimlich und redete dummes und ironisches Zeug. Zuweilen plätscherte er übermütig und warf dem Fliederstrauch sein helles, schönes Wasser ins Gesicht und kicherte leise. Eine fast wunderlich hohe Mauer umgab den Garten. Der Wind verfing sich in ihren Ecken wie in einer Muschel und irrte hastig zwischen den glatten Sandwegen umher, auf denen das Licht aus den Fenstern der Villa wie ein glänzendes Goldnetz lag.

Vor dem angelehnten Gittertor stand Marta-Bianka und zögerte. Eine arme, launenhafte Angst trieb sie her. Sie wußte, daß ihre Mutter mit Valentin am Abend in die Villa Jesus gegangen war, und daß sie Daniel vor der Stadt mit seinem Wagen erwartet hatte. Nun war fast die ganze Nacht vorbei, und die Gräfin noch immer nicht heimgekehrt. Zitternde Liebe hatte Bianka gequält, daß sie nicht schlafen konnte, und böse, schillernde Halbträume sie ängstigten. Da hatte sie ihren Leib in ein weites, schmiegsames Morgenkleid gehüllt und war herausgeeilt vor die Stadt, die staubige Straße entlang, bis vor die Tür der Villa. Nun sah sie zu den Fenstern hinüber, aus denen der Wind zerflatterte Geigentöne, Gelächter und Schreie über die Rasenplätze streute und in den erstaunten Springbrunnen warf. Das Fest war noch immer nicht zu Ende, und die heiße Luft des Gartens erfüllt von dem süßen, betäubenden Geruch schwerer und dunkler Weine, auf denen der Duft des Champagners wie eine schäumende Wolke schwamm. Marta-Bianka ging mit langsamen Schritten dem Eingang zu. Sie wollte zu ihrer Mutter und sie bitten, ihr nicht zu zürnen. Sie konnte nichts dafür, sie fürchtete sich zu sehr allein im Haus, wenn sie niemanden hatte, der ihr die Blässe von den Lippen küßte und ihr langes Haar in die Hände nahm, wie es ihre Mutter immer tat. Sie würde ihr nicht böse sein, daß sie ihr

chkam, und würde sie nicht strafen. Es war acht und sie ganz allein.

An der Tür eines Vorsaals banden ihr zwei ener eine Maske vor die Augen. Ein Faschings-st im Frühling, dachte Marta-Bianka und öffnete Tür zum Saal. Eine jauchzende Tanzmusik ckte, sehnsüchtig und wundervoll, heiter und iumerisch, als ob bunte Perlen von den Fiedel-gen zur Erde rollten, schmerzlich und schwär-end. Liebeslieder, in denen Glut und Andacht und rlangen brannte, und die süß waren wie die isse einer Frau. Helles Licht umfing sie. Sie ußte die Augen schließen und tastete hilflos mit n Händen nach der Wand. Als sie aufsah, strahlte r silberne Saal von Blumen und Lichtern, mit himmernden Glastränen an den Lustern und rbigen Kristallen vor den Flammen. Die Musik ielte unsichtbar hinter einem Vorhang. In der itte des Saales saß Daniel Jesus auf einem schar-chfarbenen Thron neben einer nackten, unge-uren Frau, die das Haar wie eine Krone gebunden tte und mit leuchtendem Gesicht den buckligen sus ansah. Und in der Runde tanzten die Men-hen toll und erhitzt im Rausch, den die Musik er die Herzen brachte, und der schwer und rot e die Liebe ihr Blut überkam beim Tanze. Alle eiber trugen eine Maske und waren nackt wie die oße Frau in der Mitte auf dem Thron. Das grelle cht der tausend Kerzen funkelte auf der weißen aut, die feucht und matt geworden war in den sternen Stunden des Abends wie der Opal, der den Ohrgehängen der Gräfin glomm. Marta-ankas Augen hatten sie jetzt im Gewühl der äste gefunden. Ein langer, wasserblauer Schleier nflog ihren Leib, dessen gelbe Glut sich seltsam n dem Milchglanz der andern abhob. Ein goldener ng hielt das Gewebe am Halse zusammen, dort, o die rote Narbe wie ein Riß durch die dunkle, opfende Ader ging. Die knochigen Hände Valen-is, der mit der Gräfin tanzte, hatten breite Lücken ihren Schleier gerissen, daß sie mit nackten üsten und mit nackten Schenkeln in seinen Ar-en hing, gerade wie die andern Tänzerinnen, die arta-Bianka nicht erkannte.

* * *

Ein brauner, biegsamer Körper glitt durch den al, mit stählernen Muskeln an den hagern Glie-rn, schlank und zäh wie eine Katze. Die Zi-unerin. Durch die zitternden Frauen und die ammelnde Lust der Tänzer entkam sie zum Fen-r, das zur Hälfte offen stand. Sie stieß es auf d pfiff mit den Lippen. Draußen kratzte der ürtel an den groben Schuhen des Schusters, der Gesimse emporkletterte und mit beiden Händen Rande des Fensters hing. Jetzt hob sich sein ldes, totenbleiches Gesicht in die Höhe, und seine ıgen stierten in den Saal.

Siehst Du Dein Weib neben Daniel Jesus?

Siehst Du, wie er die Finger in ihr glühendes eisch legt, und wie sie den Mund öffnet im lück?

Die Augen des Schusters wurden groß und leer e ein finsterer Schacht. Die Lichter der Decke d in den Leuchtern starben auf einmal in ihrer unkelheit. Und die Zigeunerin kniete vor ihm d flüsterte mit zuckender Zunge:

Siehst Du Dein Weib, Schuster Anton? Siehst ı Dein Weib?

* * *

Marta-Bianka lehnte noch immer an der Tür. e verstand diese Nacht nicht mehr. In ihrer Seele ar ein Grausen und ein seltsamer, steiler Schrecken r Daniel Jesus und der Frau mit dem ungeheuren ibe, die neben ihm auf dem Scharlach saß und r rotes Haar wie eine Krone gebunden trug. Sie rchtete sich vor dem Schimmer in den Blicken r Weiber, die an ihr vorüberflogen, vor der Musik, e nicht einhielt zu spielen, und vor ihrer Mutter, e nackt unter hundert Leuten tanzte. Sie wollte ihr, sie bitten, mit ihr nach Hause zu gehen. er Hände hielten sie zurück; sie wandte sich n. Zwei Lakaien zeigten auf ihre Kleider und wegten den Kopf. Sie waren stumm und konnten cht reden. Marta-Bianka verstand sie. Ihr Ge-cht war bleich geworden, wie die Liebe, die sie nmal im Herzen getragen hatte vor vielen Tagen. e knöpfte langsam ihr weites Gewand am Halse d an den Schultern auf und stand nackt unter den rigen.

Ein Kind — hörte sie erstaunt eine Stimme rufen.

Die Leute wichen betroffen zurück und bildeten eine Gasse, durch die Marta-Bianka zu ihrer Mutter schritt. Die Frauen unterbrachen den Tanz und sahen sie an und wunderten sich. Ihr bernstein-gelbes Haar floß wie ein Bach über ihren silbernen Rücken, und ihr Leib war weiß wie eine Birke. Im grellen Licht der Kristalle funkelten die Warzen ihrer kleinen Brüste wie zwei Wunden, und ihre Augen blickten weit und voller Demut, als sie vor den Füßen ihrer Mutter kniete. Die Gräfin er-schrak. Verwirrt und erschüttert suchte sie in dieser Stunde den Weg zu ihrem Kinde, wie sie ihn einmal in jener Nacht gegangen war, als Marta-Bianka ihre Beichte sagte. Sie stand und zitterte. Da hob Valen-tin mit beiden Händen das knieende Kind vom Boden auf und lachte:

Komm tanzen, Bianka!

Bianka schaute zu ihm auf. Sie kannte jenen Glanz in seinen Augen. In den Augen des Barons Sterben hatte sie ihn oft gesehen. Baron Sterben war tot. Hatte er seine Augen an fremde Männer vererben können? Baron Sterben war tot. Sie hatte ihn sehr geliebt, sie hatte ihm alles zuliebe getan, seiner Augen wegen, dieser Augen wegen, die sie jetzt wiedersah.

Die Gräfin stand noch immer schweigend und zitterte. Der Schleier an ihrem Hals war zerrissen und die Narbe glühte auf ihrem Nacken. Bianka trat einen Schritt näher und schaute Valentin an und seine grausamen Hände, und sagte leise, stockend und heimlich wie im Schlaf:

„Mutter — wer — hat — dir —?“

Ueber das Gesicht der Gräfin ging ein Schauer. Mit großen, schreckhaften Augen sah sie zu Valentin hinüber. Der hatte seine Hände um den Leib Biankas gelegt und sprach im Fieber immer die-selben Worte:

„Komm mit mir tanzen — Marta-Bianka!“

Eine gelle heischende Trompete blies einen klingenden Tusch irgendwo im Saale. Daniel Jesus und das ungeheure Weib standen von ihrem Sitz auf, und die zwei stummen Lakaien trugen eine schwarze Krone herein, in der die Edelsteine toten-blaß wie Tränen waren. Und Daniel Jesus nahm den schwarzen Reifen und setzte ihn auf seinen großen phantastischen Kopf. Die Musik begann einen wilden hetzenden Takt zu spielen. In den Augen Valentins zerriß ein Licht.

Marta-Bianka stand weiß wie eine Flamme. Sie sah das Gesicht Valentins und die Narbe der Gräfin, sie sah die Krone, die Daniel Jesus trug, und die beiden Lakaien, denen er die Zunge aus dem Munde geschnitten hatte, damit sie stumm sein mußten, ihr Leben lang. Ein irrsinniges, großes Entsetzen fiel in ihr Herz. Sie dachte an den Baron Sterben und an die tote Valeska, ohne irgend einen Zweck. Einen langen hellen Schrei tat sie im Schrecken, daß alles aufschaute und es still ward und man das Klirren der Glaskristalle an den Metall-lustern der Decke hörte. Sie sah ihrer Mutter mit einer bangen, verzweifelten Liebe in die starren Augen, schrie noch einmal, und floh wie eine Tolle aus dem Saal, an den nackten Brüsten der Frauen vorbei und an dem riesigen Leibe Margaretens, neben der die Krone auf dem Schädel Daniels schmerzlich wie eine Natter lag. Sie lief. Sie lief die Treppe hinab in den Garten, nackt und mit der schwarzen Maske vor den Augen. Weiter fort im Entsetzen. Vor den Fenstern des Saales lag die Zigeunerin wie eine Puppe im Gras und schaute lächelnd, die Augen von einem blinden Irrsinn ver-löscht, zu dem großen Akazienbaum auf. Der streckte einen starken, blühenden Ast in das Fenster hinein, an dem sie vor einer Stunde gekniet und mit dem Schuster geflüstert hatte.

Die Zigeunerin lächelte mit einem heißen, son-derbaren Mund. Farbige vergessene Tränen stießen an ihre Seele wie die Goldfische an die Kugelwände des Glases. Ihre Flossen blitzten im Wasser und läuteten.

Die Zigeunerin lächelte. Sie lächelte erstaunt und harmlos wie ein Kind, und war froh, weil sie sich an nichts erinnern konnte. Sie lächelte nur, weil der Schuster Anton, der sich oben auf dem Akazienbaum an ihrem Gürtel erhängt hatte, die Augen und den Mund aufriß wie die goldnen Fische im Glase... Du bist weiß wie ein Toter, Schuster Anton, und ich hab dich lieb.

* * *

Die Straße, von der man den Springbrunnen im Garten der Villa Jesus belauschen konnte, wenn er sich mit dem Fliederstrauche neckte, war ganz erfüllt von Mondschein und Sternen. Der Wind blies aus einer fernen, kleinen Wolke einen warmen Regen in das Licht. Silberweiß wie eine Birke, das gelbe Haar über den erschreckten Augen, nackt und mit der schwarzen Maske vor dem Gesicht, lief Marta-Bianka mit ihrem Herzen voll Grauen und Liebe. Sie lief in einer unbekannten Rich-tung, die seitab von der Stadt führte, weiter und weiter, und das Blut ihrer zerrissenen Füße blieb an den Steinen der Straße kleben wie rote Korallen.

Ende

Gespräche mit Kalypso

Ueber die Musik

Von Alfred Döblin

Achtes Gespräch: Indes die Göttin krank liegt / Von den höheren Tonordnungen

Fortsetzung

Der Alte

Es gibt engere und losere Verbände, mein Freund; Du zeigtest den Weg zu einem schon recht engen, einfachen Verband. Aber Du mußt nicht glauben, so den strengsten und engsten Verband finden zu können. Deine Tonfolgen werden durch die Einheit der Wiederkehr zusammengehalten, doch gibt ihnen diese Einheit keine Gliederung. Du merkst, worauf ich ziele. Sie fügen sich wie Kettenstücke hintereinander, aber die Kette schließt nicht. Eine Ordnung wird für den Verband gefordert, welche die wiederkehrenden Reihen unterscheidet und wertet, sie gliedert, so ein Ganzes aus den Einheiten schafft. Du wirst zugeben, daß Deine Fuge wie Dein Kanon eher einem Haufen als einer marschierenden Truppe ähnelt. Ein Mittelpunkt soll geschaffen werden, ähnlich dem Tonmittelpunkt für die Tonhöhen, und nähere und weitere Entfernung; es soll über- und untergeordnet werden; eine Herrschaft, eine Hierarchie will wieder Platz greifen. Sollen die Gruppen gewertet und gewürdigt werden, so kann dies auf einem Wege geschehen, auf dem auch sonst in der Musik gewertet wird, mittels der Tonleiter: die wiederkehrenden Gruppen kehren auf verschiedenen Stufen der Tonleiter wieder. Ich kann es so fassen: die ganze Einzeltonfolge wird als ein Ton genommen, die Tonbewegung in einer Folge erfolgt um einen Hauptton herum; die einzelnen Haupttöne aber sind durch die Tonleiter einander untergeordnet oder bezogen, oder centriert auf den gemeinsamen Grundton des Verbandes. — Wie nun stellt sich dieses Wertsystem dar, wie regelt es sich, welche Tonfolge zeitlich vor der andern, welche zuletzt erscheinen soll? Diese zeitliche Gruppierung und Ordnung hat mit der Tonleiterordnung nichts zu schaffen. Die Hierarchie der Tonhöhen ist überzeitlich; und so hat der Grundton nichts mit dem Ende zu tun, der fünfte nichts mit der Mitte, und so fort, in Schluß und Halbschluß. Es tritt aber die Nötigung ein, da Tonfolgen sich zeitlich reihen, die überzeitliche Wertung einer fest vorhandenen zeitlichen anzupassen. Denn einzelne Punkte jedes Ablaufs sind an sich ausgezeichnet, weil sie naturgemäß auffallen, so der Anfang, besonders das Ende, im geordneten Zusammenhang jeder Gliederungspunkt. Das Ende einer Bewegung erscheint leicht als Ziel dieser Bewegung; was zeitlich verläuft, kann diese Wertsatzungen nicht vernachlässigen und umgehen. Wenn die überzeitliche Ordnung der Tonfolgen im Verband sich auch zeitlich darstellen will, so wird sie sich dieser Wertung bedienen, das Ende der Bewegung, als den wichtigsten Punkt, anerkennen im Grundton, ihn, auf den sich alles zubewegt. Die Bewegung der wiederkehrenden Tonfolgen kann dann in dem Weiterschreiten von den ferneren zu den näheren „Verwandten“ des Grundtons liegen, oder in Abkehr von ihm und Umkehr, oder ähnlich, denn dies bedarf keiner starren Bestimmung, wofern nur der Grundsatz feststeht der auch zeitlich geordneten, scheinbar zielbegabten Bewegung.

Ich weise Dich auf das Lied; es hat die gleiche Bindungsweise oder die Form wie die Fuge. Es ist aber geordnet und gegliedert wie keine musikalische Form sonst; das engste Gebilde der

Musik; mit einer Fülle von Sonderbestimmungen: für die Häufigkeit der Wiederkehr ihrer Truppe, der Zeitlänge dieser Tonfolge, der Tonstufe, auf der die jeweilige Wiederkehr zu erfolgen hat. Es ist das Muster einer kleinen geschlossenen Form; wegen der Kleinheit aber, und der Fülle der Sonderbestimmungen nur etwas Ausnahmsweises, Gelegentliches in der Musik, wenngleich das Volk die Sangbarkeit liebt und darum das Lied und Liederartiges allein für Musik hält. Das Lied ist einfach wie das Einmaleins, trägt nicht hoch. Und die Musik ist weit entfernt, aus dem Lied gewachsen zu sein, als ihrem Mutterboden; sondern das Lied ist selber ein merkwürdiges, sehr besonderes Gewächs. Eine rasch übersehbare, auch elastische Form ist es; ein Weiser hat sie den Gipfel der Musik genannt. Er hat sie auch dem Menschenleben verglichen; aber wie schnellfertig dachte da der Weise. Sie ist nicht der Gipfel der Musik, und wo hat das Menschenleben die wiederkehrenden Gruppen, die Perioden, wie nennt sich die Ordnung, die diese Gruppen verschieden wertet, wer kann das Ende des Liedes sein Ziel heißen? Aber recht gebe ich ihm anders, als er will: auch das Menschenleben hat kein Ziel, jedoch scheint es eins zu haben.

Von dieser engsten Bindungsweise führen viele Abstufungen zu lockeren bis zu den freien offenen Formen. Je mehr sich die Bindungsweise vom Lied entfernt, um so näher gerät sie an die Reihenbildung. Ich erinnere Dich an die Riesenreihe mancher Sinfonien, die Du gehört hast, — an diese ungeheuren, schwerfälligen Maschinen; ich erinnere Dich an die unendliche Melodie. Hier scheint ein völliger Zerfall der Bindung eingetreten, und es scheint zu herrschen, was ich musikalische Ideenflucht nennen möchte, und gewiß trifft dieses Urteil vom Standpunkte des Liedes zu. Jedoch herrscht auch in den freisten dieser offenen Gebilde ein Zusammenhang, jedoch nun nicht mehr der, auf dessen Boden die Fuge und das Lied erwächst, sondern immer mehr jener niedere frühere, der die Bestandteile der Formen zusammenbindet, die Uebereinstimmung mit Tönendem und Tonhaften der Wirklichkeit. Hier wirft sich die Wirklichkeit gewaltig der Musik an die Brust. Ich möchte sagen: Fuge und Lied sind Perlen, die die Musik ans Land gewellt hat; die Schöpfer der offenen Formen, mit diesem Schmuck unzufrieden, stürmen ans Meer zurück, wühlen in ihm nach neuen Kostbarkeiten.

Schluss des achten Gesprächs in Nummer 21

Liegt der Friede in der Luft?

Eine Entgegnung

Von Siegfried Pfankuch

Man schaut gern durch das dicke, phantastisch gekrümmte Riesenfernrohr Paul Scheerbart, das uns wundersame kosmische Weltenreiche im blaßlila Morgendämmerungsnebel erschauen läßt.

Wenn nun Paul Scheerbart plötzlich sein teleskopisches Riesenauge auf die kleine, zarte Erdkrume richtet und mit seinem Milchstraßen-Humor die niedlichen Selbstverständlichkeiten betrachtet, die die leider immer nur noch mit zwei Beinen einhertaumelnden Menschen verrichten, dann wehe allen „Diesseits"- Fühlenden und allen nach ganz simplen Kohlen-Wasserstoff-Atomen duftenden Gedanken!

Aber trotzdem bleiben wir ihm dankbar, daß er menschlich zeitgemäße Betrachtungen überhaupt noch anstellt, daß seine Blicke und Gedanken, die schon im besseren Jahre 2010 leben, ab und zu auf uns kommen.

Eine solche Umkehrung ist sehr selbstlos. Denn schließlich wird doch auch ein Geist, wie der Scheerbarts von dem astralen Luxus und dem Komfort jenseitiger Welträume verwöhnt.

Der „Sturm" hat uns nun kürzlich aus Scheerbarts Asteroiden - Laboratorium etwas „Menschliches" an unseren sandigen Gedankenstrand geworfen. Scheerbart findet an des Dr. jur. h. c. Grafen Zeppelin Worten einen Haken, an dem er sich zu einer zeitgemäßen Betrachtung verankert. Trotzdem das Thema über „das neue Kriegsinstrument" knapp „für ein übliches Feuilleton" Stoff bietet", so schließt es in ihm nicht den Gedanken aus, „es wäre wünschenswert, daß die Militärschriftsteller zu dieser seiner Betrachtung sich baldigst äußerten".

Allerdings fügt Scheerbart dieser Herausforderung noch hinzu: „Ich weiß, daß sie das nicht tun".

Daß nun ein Laie antwortet, ist fatal.

Dem greisen „Marschall der Lüfte" möchte Scheerbart einige Selbstverständlichkeiten erzählen und ihn über Zweck und Bedeutung seiner Taten aufklärend berichtigen.

Paul Scheerbart neigt im Gegensatz zu dem Grafen Zeppelin der Ansicht zu, daß die Wehrfähigkeit des Heeres durch Luftschiffe nicht vermehrt werde, sondern einfach, daß die Lenkbaren den ganzen Militarismus, wie er leider Gottes jetzt noch besteht, in zwei, drei Jahren überflüssig mache.

Die Zeppelin-Luftkreuzer sind das Ende des ganzen Militärstaates und damit der Anfang vom ewigen Frieden auf Erden.

Es regnet eben so lange von oben Dynamit (bei Scheerbart meistens in der Nacht), bis keine Feindesseele mehr zum Himmel fliegen kann.

Das Königlich preußische Kriegsministerium ist verschnupft, weil es in zwei oder drei Jahren keine Existenzberechtigung mehr hat. Es wird den Herren in der Leipziger Straße immer kühler, weil sie die eisige Nähe des ewigen Friedens in Gestalt des Engels Zeppelin sich hernieder senken sehen.

Das arme preußische Kriegsministerium ist zeppelinkrank. Es ist deshalb so merkwürdig kühl gegen den Grafen Zeppelin, weil sie in ihm ihren Todesbazillus fürchten. Denn es ist ja mit Paul Scheerbart vollständig davon überzeugt, daß der Militarismus nicht nur überwunden werden muß, sondern durch einige hundert Zeppelins in zwei oder drei Jahren — vielleicht dauert die Entwicklung auch etwas länger — zugrunde gerichtet wird. In richtiger Erkenntnis der Bedeutung Zeppelinscher Luftschiffe für den Militarismus ließ auch jüngst der Chef der Verkehrstruppen in Limburg einen Kreuzer davonfliegen.

Scheerbart folgert nun, man brauche nicht Militärwissenschaft studiert zu haben, um einzusehen, daß Luftflotten im Kriege alles vernichten, was aussieht wie eine Pickelhaube oder ein Fort.

„Das ist alles furchtbar einfach, wohl zu einfach. Ein Intelligenzaufwand ist für den Luftkrieger beinahe gänzlich überflüssig."

Man schmeißt eben dauernd von oben mit Dynamit. Das ist so einfach.

Scheerbarts folgerichtiges Nachdenken gipfelt in der Hoffnung, daß das neue Kriegsinstrument des Grafen Zeppelin die Dummheit — auch eine folgerichtige — von Luftkriegen und vom Luftmilitarismus klar erweise, und man sich beizeiten besinnen und einen Zusammenschluß der europäischen Kriegsstaaten nicht ferner für ein Unding halten werde.

Wenn der Allerwelts-Geheimrat Rudolf Martin seine Phantasien über Luftkriege zum Besten gibt und der staunenden Menschheit aus dem so reichen Antiquitätenschatze seiner Schlüsselloch - Erfahrungen etwas vortrompetet, was er bei seinen Flug- und Absturzsprüngen über die Vorder- und Hintertreppen einiger Ministerien ergattert, dann findet man das in Berlin W. ganz ergötzlich.

Warum will denn nun durchaus Paul Scheerbart mit Herrn Rudolf Martin konkurrieren und das ungesäte Gras besser wachsen hören als dieser moderne Lauscherheld?

Ich nehme Scheerbart vielleicht zu ernst. Er hat vielleicht einen Planetenwitz gemacht und hören wollen, wer darauf hereinfiele.

Nun, Herr Scheerbart, ich bin so frei!

Scheerbart hat sicher nicht das Patent als Luftschiff-Kapitän oder als Pilot erhalten. Er gehört auch sicher nicht einem jener feudalen Klubs an, deren Mitglieder ab und zu einmal über eine Millionenstadt fliegen. Für einen verkappten Aktionär der Zeppelin-Luftschiffahrts-Gesellschaft halte ich Scheerbart erst recht nicht.

Also ich nehme an, Scheerbart hat noch keine Flugversuche gemacht.

Das ist allerdings eine Hypothese. Aber ich weiß, daß ich damit auch seinen Trumpf in Händen halte.

Ich möchte das Bild vom grauen Kater am grünen Tisch nicht auf Paul Scheerbart anwenden, denn ich kann mir denken, daß er vor einem Kater im Grünen ebensoviel Abneigung hat, wie vor einem Kriege im Grauen.

Scheerbart meint nun ernsthaft:

„Wenn hundert, wenn zweihundert Zeppelin Luftkreuzer gebaut sein werden, dann ist die Au lösungsfrage der Armeen und Marinen kei schlechter Witz mehr, sondern nur tatsächlich ein Frage der Zeit."

Scheerbart, der sich in diesem Falle um da lumpige Finanzielle gar nicht erst kümmert, hat sic nicht die ganz interessante Frage vorgelegt, w denn der preußische Kriegsminister das bißche Geld in zwei oder drei Jahren, — so schnell geh wohl die Sache bei Scheerbart — hernehmen sol um zwei- oder dreihundert Luftkreuzer zu bauer und was zweihundert Luftschiffe überhaupt ohn Soldaten anfangen sollen, die doch, ganz abgesehe von den Bedienungsmannschaften, Landungen un Aufstiege decken müssen!

Vielleicht macht Scheerbart, der ja mit den preußischen Kriegsministerium sehr nahe Fühlun bekommen zu haben scheint, diesem den Vorschlag die doch nach seiner maßgebenden Ansicht bal überflüssig werdenden Infanterie-Regimenter meist bietend auf der Münchener Oktoberwiese oder de Hasenheide zu versteigern. Scheerbart sorgt da für, daß die Preise nicht zu sehr gedrückt werden Vielleicht kauft der eine oder andere amerikanisch Multi-Billionär sich ein flottes preußisches Husaren Regiment. Viel fürs Geld bekommen die Herre ja auch nicht. Ab und zu dürften noch Berline Operetten-Theater bei den Spandauer Militär-Be kleidungswerkstätten billig einkaufen.

Wertheim oder Aschinger können für ihr neuen Paläste die erledigten Kanonen der in di Luft geflogenen Artillerie-Regimenter zweckent sprechend umgießen und als Geldrohrpostanlag oder belegte Brötchen-Schränke verwenden.

Scheerbart hat sicherlich auch schon von jenen schönen Traum der besseren Mitglieder des deut schen Flotten-Vereins gehört, von jenen ungeheure Riesen-Ueber-Dreadnaught, von jenem Linienschif aller Linienschiffe, das in geheimnisvoller Stille au einer großen deutschen Werft im Bau sein könnte Dieses Riesen-Linienschiff hat ein zwanzigfaches — (Eingeweihte behaupten ein hundertfaches —) De placement als das größte augenblicklich im Bau be findliche oder existierende Schiff der ganzen Welt

Es hat so starke Panzer, daß jedes Geschoß wirkungslos an ihm abprallt. Kurz, die Sache is auch hier furchtbar einfach. Der Riesenkoloß fähr mit rasender Geschwindigkeit unbehelligt durch der Bomben- und Granatenhagel der ganzen englischen Flotte schlankweg hindurch.

Im selben Augenblick, wo ein solches Kriegs schiffsungeheuer, das von deutschen Fürsten und Magnaten aller Schattierungen finanziert werden könnte, einen deutschen Hafen verläßt, ist die ganze englische und internationale Flotte keinen roten Heller wert. Die wenigen deutschen Schiff chen allerdings auch nichts.

Scheerbart sieht aus diesem Traum der Flotten jünger, daß sein Problem sich nicht nur in de Luft abzuspielen braucht.

Der Friede kann auch im Wasser liegen.

Ich möchte Paul Scheerbart fragen, ob mit de Einführung der Eisenbahnen, der Elektrischen, de Automobile das Zu-Fuß-gehen überflüssig gewor den ist?

Weiter möchte ich Paul Scheerbart fragen, ob mit der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Tele graphie mit und ohne Draht, der Schreibmaschine nicht eigentlich das Schreiben und Sprechen über flüssig geworden ist?

Ich möchte ferner Scheerbart fragen, ob er nich auch der Ansicht zuneigt, daß mit der Erfindung der Luftschiffe und Aeroplane eigentlich die Erd überflüssig geworden ist?

Ich kann nicht verstehen, warum sich nicht nac Erfindung des Schießpulvers, des Dynamits und Nitroglyzerins alle Völker der Erde zusammenge schlossen haben, um den Frieden wegen der Dumm heit der Kriege in Permanenz zu erklären?

Der Verfasser des „neuen Kriegsinstrumentes" stellt sich das wahrscheinlich technisch sehr ein fach vor, wie besagte Luftkreuzer mit Dynamit be packt werden und nachts auf Kriegsschiffe, Festun gen, Städte des Feindes ihren menschenfreundliche und friedenstiftenden Ballast auswerfen.

Was passiert wohl einem Luftschiff, das m Dynamit nur so um sich schmeißt?

Und die Orientierung ist ja so furchtbar einfac In der Luft braucht man keine Wegweiser mit de



Siegfried Wagner

Laterne zu suchen, und die Luftschiffergeneralstabs-
karten lassen sich auf jeder besseren Wolke aus-
breiten.

„Nachts, in der Luft aus dem Hinterhalte“, heißt
s bei Scheerbart.

Scheerbart mag sich einmal von den Offizieren
les Luftschifferbataillons erzählen lassen, ob das
Herumgondeln in der Luft anstrengend für Geist
und Körper ist oder nicht.

Er dürfte dann etwas anders über den geistigen
Energieaufwand denken, den er für seine Luft-
krieger als so überaus geringwertig einzuschätzen
beliebt.

Es mag sich ganz hübsch anhören, wenn man
diese romantischen Luftkriegsphantasien vernimmt,
die nicht einmal den Reiz haben, neu zu sein. Solche
gläubigen Optimisten sind zu beneiden, denen die
Luft immer noch Luft ist, und die Schwierigkeiten,
die sie nicht sehen, nicht kennen.

Vielleicht glaubt Scheerbart auch, daß der In-
telligenzaufwand proportional mit abnehmendem
Luftdruck geringer werden könne.

Daß man oben mit weniger Verstand auskommt
als hier unten, hat an und für sich etwas Einleuchten-
des und Verlockendes.

Und schließlich scheint das Thema nur ein Vor-
wand, um wieder einmal den ewigen Frieden hoch-
leben zu lassen.

Ich will mich hier nicht über den Begriff des
Friedens, noch über seine Bedeutung und seinen
Wert für den modernen Staatsorganismus auslassen,
ich möchte nur in Abrede stellen, daß der Bau
einer Luftflotte, und sei sie noch so stark, unser
Landheer oder unsere Marine je überflüssig ma-
chen kann, und daß eine solche übermächtige Flotte
auf immer den Frieden zu diktieren vermöchte.

Es ist eine völlige Verkennung der Bedeutung,
des Wertes und des Zweckes technischer, physi-
kalischer, chemischer oder sonstiger Erfindungen,
wenn man von ihnen erhofft, daß sie Ideale ver-
wirklichen sollen, die dem Lebensprinzip der
Menschheit zuwiderlaufen.

Ebensowenig wie die Entdeckung eines Mannes
die Hungrigen stillen und die sozialen Gegensätze
ausgleichen könnte, ebensowenig wie die Lösung
einer der großen Du Bois Reymondschen Welt-
rätsel der Menschheit ein neues Paradies erschließen
wird, wo aller Kampf um Brot und Liebe in himm-
lische Harmonie sich auflöst, ebensowenig wie es
unserer großen sozialen Gesetzgebung und unsern
Wohlfahrtsmanövern gelingt, die breiten Massen
des Volkes zufriedener zu machen, so wird es auch
einem Grafen Zeppelin nicht glücken, den ewigen
Völkerfrieden der Menschheit zu schenken.

Denn der Friede ist kein Kompromis in Sachen
moderner Gesellschaftsmoral, kein notarieller Ver-
gleich, keine Aktiengesellschaft, die einfach die Kon-
kurrenz aufkauft. Der Friede ist keine Lebensform,
die wir mit Hilfe technischer oder chemischer Er-
findungen erzwingen können, um sie der beglückten
Menschheit in Dosen zu 50 Pfennig einzuflößen.

Fürchten wir uns nicht zu sehr vor dem Krieg
der Zukunft!

Ein luftiger Krieg, Herr Scheerbart, ist mir noch
immer lieber wie ein windiger Friede!

Gegenerklärung

Von Paul Scheerbart

Wallenstein sagte bekanntlich mal zu seinen
Generalen:

> Seid Ihr nicht wie die Weiber,
> Die zurück uur kommen
> Auf ihr erstes Wort,
> Wenn man Vernunft gesprochen
> Stundenlang?

So auch in der vorstehenden „Entgegnung“.
Zuletzt wird kaltblütig wieder erklärt „Marine und
Landheer durch Luftflotte einfach nicht umzu-
bringen. Soldatspielen bleibt Hauptsache auf dem
Erdball. Dieser Kugel — daher Kugelmilitarismus“.

Es ist zum Kugeln.

Es müßte ein „oratorischer Orden“ gegründet
werden. Und der müßte nur den höheren Offizieren
verliehen werden.

Wie sagte doch der alte Goethe?

> „Rede, Feldherr, dummes Zeug,
> Dass der Feind sich krümmt vor Lachen
> Dann kann er im Ernst nichts machen;
> Er muss lachen, lachen, lachen!“

Wenn jemand ruhig niederschreibt, daß die Ent-
deckung eines Mannas die Hungrigen nicht stillt
— so kann er auch schreiben: Was soll einer, der
drei Tage nichts gegessen hat, mit sechs guten
gebratenen Gänsen anfangen? Die stillen doch den
Hunger nicht!

„Fürchten wir uns nicht vor dem Kriege der
Zukunft!“ — Das ist ein herrliches Schlußwort!

Was ist denn Großes dabei, wenn uns der
Kopf abgerissen wird? Ein Kopf mehr oder
weniger — macht doch nicht viel aus. Bei Erd-
beben gehen auch oft die Menschen zu Hundert-
tausenden zugrunde. Warum soll man also im
Kriege nicht mal hunderttausend Menschen Arme,
Beine und Köpfe absprengen? Du lieber Himmel!
Unglücksfälle kommen doch alle Tage vor. Wer
wird sich darüber aufregen? Nur keine Furcht
vor dem Dynamit! Sterben müssen wir alle mal.
Ja!

Immerhin: man könnte meinen, daß ich auf das
„Sachliche“ in der vorliegenden Entgegnung wieder
nichts zu sagen habe. Darum will ich die Sätze,
die sachlich zu sein „scheinen“, mit einer möglichst
kurzen Erwiderung beglücken — wenn es mir auch
schwer fällt.

Die Geldfrage ist sehr einfach dadurch gelöst,
daß man zunächst die Pferde der Reiterei verkauft
und die Festungsanlagen meistbietend versteigert.
Beides bringt so viel Geld ein, daß jeder Staat
sofort tausend Luftschiffe bauen kann. . . .

Ferner: Soldaten sollen Landungen und Auf-
stiege decken? Ja — wird man denn in Gegen-
wart des Herrn Feindes aufsteigen und landen?
Das wären ja Schildbürgerwitze . . . .

Ein Ueber-Dreadnought auf dem Wasser ist so
zu bauen, daß ihm Torpedos nichts schaden können?
So! So! Ich empfehle, die Landesgrenzen mit Mau-
ern zu umgeben, die von keinem Sprengstoff ver-
letzt werden können. Die Herren Flottenvereinler
können diese Idee gratis verwerten zum Heile des
Vaterlandes, das ich so sehr liebe.

Buchdruckerkunst und Telegraphie sind doch
nicht Gegner des gesprochenen Wortes — wie sollen
sie da dieses überflüssig machen? Und die Eisen-
bahnen und Automobile sind doch nicht Gegner
der Fortbewegung — wie sollen sie da die Fort-
bewegung mit Hilfe der Beine überflüssig machen?

Die Lufttorpedos aber *sind* Gegner der Ka-
nonen und Kriegsschiffe — wenn sie diese leicht
vernichten können, so werden diese eben über-
flüssig —, man baut nicht Waffen, die leicht ver-
nichtet werden können. . . .

Daß das Fahren in der Luft geistanstrengend
sein kann, soll gerne zugegeben werden. Wenn aber
behauptet wird, daß das drahtlose Dirigieren eines
Aeroplan-Torpedos oder das einfache Hinauswerfen
des Dynamits geistanstrengend ist, so kann man
doch nur lachen. . . .

Und von der Schwierigkeit der Orientierung
sollte man nicht reden. Nachts ist jede große Stadt
vom Ballon aus ganz leicht zu erkennen. Und man
braucht doch nur die großen Städte auseinander-
zusprengen — das genügt doch im Zukunftskriege.

Man hat mir vorgeworfen, daß ich Selbstver-
ständlichkeiten erzähle, daß ich Dinge sage, die
andere Leute schon tausendmal gesagt haben. Ja
— warum wiederhole ich denn diese Luftkriegs-
späße immer wieder? Doch nur in der Absicht,
dem Land- und See-Militarismus dadurch den
Garaus zu machen.

Und wenn man nicht bald den Anfang mit
der Auflösung macht, so wird man sich an außer-
europäische Großmächte wenden. Die Europäer
werden dann bald „gezwungen“ werden, den „ver-
alteten“ Militarismus an den Nagel zu hängen. Ich
freue mich schon auf dieses Ereignis.

Nissen als Theaterdirektor

Von Karl Vogt

Im Jahre 1905 war der Vertrag Niessens mit dem Burgtheater in Wien abgelaufen. Um diese Zeit wurde die Direktion des Neuen Theaters in Berlin frei. Unter den vielen ernsthaften Kandidaten für die freigewordene Direktion befand sich auch Nissen. Er überbot alle seine Mitbewerber und schloß durch die Agentur Ledner den Vertrag wegen Direktionsübernahme ab. Stolz veröffentlichte er sein Programm in der B. Z. am Mittag. Danach waren alle Theaterdirektoren nichts wert· er werde endlich der eigentlich theatralischen Kunst einen Tempel bauen, denn den Dramatikern vom Schlage Philippis, Fuldas, Max Dreyers, fehle noch immer die Heimstätte.

Am Tage, als er die erste Rate seiner Pachtsumme bezahlen sollte, war Herr Nissen aus Berlin verschwunden. Ledner, der mit dem ganzen Ansehen seiner großen Firma sich in gutem Glauben für Nissen eingesetzt hatte, suchte ihn in allen Hotels; Herr Nissen war nicht zu finden. Ledner versuchte nun geschickt und vornehm die Sache aus der Welt zu schaffen und fand auch einen Bewerber, der in den Pachtvertrag mit dem Neuen Theater eintrat.

In Wien aber erregte es schallendes Gelächter, als Nissens Erklärung bekannt wurde, er sei von der Direktion des Neuen Theaters zurückgetreten, da ihn seine Geldgeber in Stich gelassen hätten. Denn es war hier ein öffentliches Geheimnis, daß Nissen das Geld durch eine Kollegin vom Burgtheater erhalten sollte, ein Fräulein W., zu der er in mehr als freundschaftlichen Beziehungen stand und die einen reichen Liebhaber bewegen sollte, das Geld für Nissens Unternehmung herzugeben. Als Gegenleistung sollte sie einen zehnjährigen unkündbaren Vertrag an das Neue Theater erhalten; im Vertrauen darauf hatte sie ihr Wiener Engagement gelöst und sah sich jetzt existenzlos; durch einen günstigen Zufall, und dadurch, daß sie wirklich eine gute Schauspielerin war, gelang es ihr aber, dann wieder ins Ensemble des Burgtheaters zu kommen.

Die Genossenschaft eifert jetzt so emphatisch gegen die Schiebungen, unsauberen Manöver, Weiberwirtschaft und außergeschäftlichen Interessen, unter denen so manche Theatergründungen zustande kämen. Es ist bemerkenswert, daß der Ton der sittlichen Entrüstung unter dem Präsidium desselben Mannes gepflegt wird, der, wie Karl Kraus sagt, mit Gestank vom Throne seines Reiches schied. Wenn gewerbsmäßige Zuhälter die Liebhaber ihrer „Verhältnisse" ausbeuten, so ist das nichts Neues. Wenn aber der Ehrenmann, der sich von den Genossenschaftern tausend Kundgebungen des Vertrauens und der Verehrung entgegenbringen läßt, noch in neuester Zeit mit dem Gelde, das ihm seine Geliebte von einem reichen Liebhaber verschaffen sollte, ein Theater aufmachen wollte, so ist das wohl ein Fall, wie ihn die Theatergeschichte noch nicht verzeichnet.

Nissen hatte, als sein Vertrag mit dem Burgtheater zu Ende war, einen längeren Vertrag zugeschickt bekommen, ihn aber ruhig liegen lassen und die Direktionsgeschäfte mit dem Neuen Theater betrieben. Auch in Wien ließ er sich interviewen, verhandelte in den Räumen des Burgtheaters mit Schauspielern, Autoren, Technikern, kam mit Leuten wie Kramer, Novotny usw. bis dicht vor den Abschluß, erwarb fast über ein Dutzend Stücke, bis die Sache das bekannte schmähliche Ende nahm.

Um sich selbst aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten, erinnerte sich Nissen jetzt seines erneuerten Vertrages mit dem Burgtheater. Obwohl Wochen vergangen waren, ohne daß er denselben gegengezeichnet hätte, und obwohl er vierundzwanzig Stunden vorher noch durch seinen Agenten um Lösung des Vertrages gebeten hatte, der ihm gewährt wurde, schickte er den Vertrag auf einmal unterzeichnet zurück in der naiven Annahme, das Burgtheater sei während der ganzen Zeit gebunden gewesen.

Die oberste Hofbehörde, die es grundsätzlich auf einen Prozeß nicht ankommen lassen wollte, ließ sich als Kompromiß auf einen kurzen Vertrag mit Nissen ein, der jedoch dann in neuen und nennenswerten Rollen nicht mehr beschäftigt wurde.

Am interessantesten sind freilich die besonderen Machenschaften, die Nissen versuchte, um seine Direktionsführung vorteilhaft und möglichst gefahrlos zu gestalten. Weit über einhundert Schauspielern ließ er durch seine Agentur Verträge anbieten. Von dem Inhaber der Agentur gefragt, ob er denn — als früherer Genossenschaftspräsident — Genossenschaftsverträge führen wolle, verneinte er das hohnlachend und entwarf im Gegenteil ein Vertragsformular, welches sich der Agent weigerte, aus seinem Hause zu schicken! Mit dem Hinweis, die Schauspieler läsen ja doch nicht die Verträge, die sie unterschrieben, wollte Herr Nissen die Kündigung unter den besonderen Bestimmungen streichen, unter den allgemeinen Bestimmungen aber ein einseitiges Prolongationsrecht zu seinen Gunsten einschmuggeln.

Die Unruhe, die Nissen mit seiner Direktionsaffaire in Berlin erregt hatte, schlug so weite Kreise, daß ein sehr zahlreiches Publikum hiervon unterrichtet ist. Im Zusammenhang damit erklärte im Dezember 1905 ein bekannter Berliner Bühnenleiter im „Berliner Börsen - Courier" wörtlich über Nissen: „Ich kann ihm den Vorwurf der bewußten Unwahrheit nicht ersparen und bin bereit, diesen schwer wiegenden Vorwurf vor Gericht zu erhärten". Der „Genossenschaftspräsident", wie er sich immer emphatisch nennt, wenn es sich um ganz persönliche Dinge gegen ihn handelt, begnügt sich damit, zwei Tage darauf im „Berliner Tageblatt" zu erklären, daß er seinen Rechtsanwalt beauftragt habe, die gerichtlichen Schritte gegen den Beleidiger einzuleiten.

Von einem gerichtlichen Austrag der Angelegenheit hat man dann aber niemals mehr etwas gehört.

Im Hause des Intendanzrats Ledner, Berlin, Taubenstraße 44/45, liegen die aktenmäßigen Belege für diese Dinge, Originalbriefe des Fräulein W., Telegramme Nissens usw. Sie alle können noch in vielen Einzelheiten beweisen, wie gewissenlos Nissen mit Existenzen gespielt hat. Wie würde heute das Rechtsschutzbureau diesen Fall beurteilen? Ein Direktor ohne Geld, ohne Konzession, der Mitgliedern Verträge anbietet (und was für Verträge), der Schauspieler aus sicheren Engagements lockt, der sich das Kapital auf eine sehr unfaire Weise zu verschaffen sucht, um schließlich — kläglich zu stranden!

Mit Erlaubnis des Verlags Alfred Pulvermacher & Co. entnommen der Broschüre Nissen: Ein Kapitel Bühnengenossenschaft ·

Wenn Herr Nissen noch eine Spur Ehrgefühl besitzt, wird er nicht umhin können, sich unverzüglich von seinen Amtsgeschäften als Präsident der Genossenschaft suspendieren zu lassen. Die nächste Delegiertenversammlung enthebt ihn ja doch zweifellos seiner unrühmlichen Tätigkeit. Vielleicht entschliesst sich die Genossenschaft auch endlich einmal, die ihr alljährlich vorgelegten gedruckten Bilanzen von Fachmännern für Druck und Expedition prüfen zu lassen. Sie dürfte dabei erstaunliches erfahren. Ich für meine Person will ihr bei dieser Gelegenheit schon heute mitteilen, dass die Angaben im Rechenschaftsbericht der Zeitung Der Neue Weg (Protokoll Dezember 1909), soweit sie meine Tätigkeit betreffen, unwahr, zum mindesten falsch dargestellt sind. Die Angelegenheit an dieser Stelle zu erörtern, hat für die Leser des Sturms kein Interesse. Ein Satz der Bilanz ist jedoch von so köstlichem Humor, dass ich ihn nicht gern kaufmännisch Gebildeten unterschlagen möchte: „Die Einnahmen sind annähernd gleich hoch den imVorjahr dafür erzielten Beträgen. Sie waren jedoch im Vorjahr für zwölf Monate und sind in diesem Geschäftsjahr nur für neun Monate eingestellt." H. W.

Kriegsbericht

Der Hallesche S. C. ist am Freitag abend mit Sonderzug nach Rom abgereist und um 8 Uhr abends des nächsten Tages dort eingetroffen. Hat sich gleich von der Bahn im Laufschritt zum Vatikan begeben, den Vatikan um ½10 Uhr erstürmt, die Insassen, Kardinäle, Bischöfe, unter die Bevölkerung zerstreut, die katholische Kirche von kurzer Hand aufgelöst, den Papst um 11 Uhr des heiligen Stuhls beraubt. Sonnabend nacht unter Mitnahme des heiligen Stuhls, Rückreise per Sonderzug nach Halle a. d. Saale; Ankunft dort Montag früh 6 Uhr; sofortiger eiliger außerordentlicher Frühschoppen unter Zuziehung sämtlicher A. H. A. H., Referat der Führer stud. phil. Hurtig und cand. theol. Wimmer; finales Freudengeheul an der Fuchsentafel; Dankgebet der damit beauftragten Burschenkommission unter demonstrativer Vorführung des heiligen Stuhles vor den protestantischen Herrgott zu Halle an der Saale. Minimax

Beachtenswerte Bücher und Tonwerke

Ausführliche Besprechung vorbehalten
Rücksendung findet in keinem Fall statt

FRANK WEDEKIND
Erdgeist / Lulu · Erster Teil / Eine Tragödie
Die Büchse der Pandora / Lulu Zweiter Teil / Tragödie in drei Aufzügen / Neu bearbeitet und mit einem Vorwort versehen
Frühlingserwachen / Eine Kindertragödie
Der Kammersänger / Drei Scenen
Der Marquis von Keith / Schauspiel
Verlag Georg Müller München

JOHANNES V. JENSEN
Mythen und Jagden
Verlag S. Fischer Berlin

Verantwortlich für die Schriftleitung:
HERWARTH WALDEN / BERLIN-HALENSEE

lieferung für Osterreich-Ungarn A. Mühlhans-Smital Wien IX / Für den Buchhandel: M. Braunschweig Wien IX / Verantwortl. für die Schriftleitung in Osterreich-Ungarn: Otto Soyka

 Verantwortl. f. d. Anzeigenteil: H. Günther / Verlag Der Sturm Berlin Halensee Geschäftsstelle und Anzeigen-Annahme: Berlin W. 35 / Druck v. Hans Walter, Berlin